

Pädagogisches Konzept der privaten Tagesschule Schuelstube am Üetliberg

Was wir tun

Warum und wozu

Wie wir es tun

„Ein Traum ist unerlässlich, wenn man die Zukunft gestalten will.“ (Victor Hugo)
Überzeugende Ideen liefern den Kompass, den wir nicht aus den Augen verlieren wollen.
Und sie sind der Massstab, an dem man uns messen darf.

Dieses Konzept dient als:

- Handbuch für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
- Orientierungspunkt für die Eltern und Grundlage für die Zusammenarbeit zwischen Schule und Eltern
- Dokumentation gegenüber den Behörden
- Information für alle Interessierten

Es ist unter www.schuelstube.ch veröffentlicht.

Aus Gleichberechtigungsgründen werden die männlichen und weiblichen Formen abwechselungsweise verwendet, jedoch nicht gleichzeitig, da die Verständlichkeit des Textes sonst gemindert würde.

Inhalt

psychologische Grundlagen

Lernverhalten ist Beziehungsverhalten

Lernen braucht Zuwendung

mitreden bei den Wertvorstellungen

pädagogische Grundlagen

die Lehrer-Kind Beziehung

die Gruppensituation

Lernschwierigkeiten, Lernstörungen

Lernprozesse beinhalten eine positive Fehlerkultur

Leistungsschule: ja, **aber**

Zusammenarbeit mit den Eltern

Supervision

methodisch didaktische Grundlagen

Unterrichtsformen an der Schuelstube

Lerntheorie, Lerntechnik, Fakten abspeichern

Notengebung

Legasthenie, Dyskalkulie

psychologische Grundlagen

Lernverhalten ist Beziehungsverhalten

Die Forschungsergebnisse aus der Psychologie machen deutlich, dass das Verhalten eines Menschen in grossem Masse geprägt wird durch Erlebnisse in der frühen Kindheit. Beziehungsmuster, die sich in den ersten Jahren zwischen Kleinkind und Bezugspersonen herausbilden, beeinflussen das spätere Verhalten, massgeblich auch das Lernverhalten in der Schulzeit. Je nach Art der Beziehung, die sich in den ersten Jahren entwickelt hat, bewältigt das Kind sein Leben mit mehr Mut und Optimismus oder es wird stärker begleitet von Unsicherheitsgefühlen. Die Tatsache, dass sich Beziehungsmuster und mit ihnen das Lernverhalten in der Familie entwickeln, beinhaltet die Thematik der Mitverantwortung von Erziehenden an der Qualität der Bewältigung von Lebensproblemen ihrer Kinder. Damit stellt sich für alle Beteiligten die grosse Herausforderung, Erziehungsverhalten trotz dieser Tatsache nie auf der Ebene von Schuldzuweisungen an die Eltern zu diskutieren. Ein gutes Feingefühl der Lehrperson beim Elternkontakt ist dafür nötig. Der Pädagoge sollte vorausahnen, wann die Eltern Gefahr laufen, angesprochene Schwierigkeiten auf dieser Ebene wahrzunehmen und versuchen, sie zu entlasten. Dieser anspruchsvollen Aufgabe muss sich die Pädagogik stellen. Sie stellt eine Hürde dar, welche die Zusammenarbeit zwischen Schule und Elternhaus belasten kann.

Lernen braucht Zuwendung

Alle menschlichen Handlungen stehen in einem starken Bezug zur sozialen Umwelt. Immer erhofft sich der Mensch Reaktionen, „Antworten“ auf sein Tun zu bekommen, auch dann, wenn dieses „feedback“ auf einer negativen Ebene angestrebt wird, da das Kind die Hoffnung begraben hat, auf positive Weise zur Geltung zu gelangen. Das Kind ist darauf angewiesen, von seinen Bezugspersonen Ermutigung zu erfahren und Anteilnahme zu erleben, um die Anforderungen des Lebens meistern zu lernen. Ohne diese aktive Unterstützung verdorrt die Pflanze der Lernfreude. Jedes Kind möchte gross werden. Als Schulanfänger träumt es noch davon, alles auch so gut zu machen wie die Eltern oder älteren Geschwister. Dieses „Basiskapital“ kommt im Normalfall mit dem ersten Schultag der ABC-Schützen „gratis ins Schulhaus geliefert“. Es gilt, dieser Recourse Sorge zu tragen und sie zu entwickeln. Wird sie bereits in den ersten Schuljahren verspielt, so kostet es viel Aufwand und Zeit, sie später wieder zu reaktivieren.

mitreden bei den Wertvorstellungen

Während in der frühen Kindheit die Eltern die zentrale soziale Bedeutung bei der Prägung der Wertvorstellungen haben, gewinnen mit zunehmendem Alter die Gleichaltrigen an Gewicht. Der Wunsch nach Anerkennung von der Gruppe wird in der Pubertät manchmal stärker als derjenige nach Anerkennung von den Eltern. In unserer modernen Gesellschaft nimmt eine mediale Umwelt, bestehend aus einer permanent präsenten Unterhaltungsindustrie, (Radio, Fernsehen, Internet, Gameboy, I-Pod, Computerspiele bis hin zu den ego-shooter-Spielen) zunehmend eine nicht zu unterschätzende werteprägende Funktion ein. Um dazu zu gehören, muss man den Film xy gesehen haben, gehen wie der Rapper yz, hey mann richtig betonen, etc. ... Bereits 1963 belegte der bedeutende amerikanische Psychologe Albert Bandura in mehreren Fallstudien, dass das Anschauen gewalttätiger Inhalte am Fernsehen Kinder aggressiv macht. In vergleichenden Studien der 1970er Jahre in Kanada zwischen Gebieten mit Fernsehanschlüssen und solchen, die noch keinen hatten, zeigte sich, dass die Einführung dieses Mediums das kindliche Verhalten erschreckend negativ verändert hatte: die verbale Gewalt verdoppelte sich und die

körperliche Gewalt verdreifachte sich nach der Einführung. Der Zusammenhang zwischen kindlicher Sozialkompetenz und Medienkonsum ist in der seriösen Fachwelt seit langem unbestritten und gut dokumentiert, (Vgl. z. Bsp. Manfred Spitzer im Grundlagenwerk „Lernen – Gehirnforschung und die Schule des Lebens“, 2006).

Eine der Knacknüsse heutiger Erziehungsarbeit besteht darin, diesen von den Medien vorgegebenen Wertvorstellungen eine für Jugendliche attraktive Alternative entgegen zu setzen. Eltern und die Schule stehen vor der Aufgabe, der heranwachsenden Generation einen selbstverantwortlichen und kritischen Umgang mit den neuen Medien zu zeigen. Auf Grund der Komplexität dieser Aufgabe in einer freien Gesellschaft und im Wissen darum, dass Verbote allein kurze Beine haben, wäre es nötig, dass sich Schule und Elternhaus hier zusammenschliessen. Gemeinsam können prosoziale Wertvorstellungen aktiv gefördert werden. Viele Kinder sind nämlich unglücklich mit dem cool sein, vollgeil sein, hart sein, rassistisch labbern, gefühllos tun, usf. und machen nur mit, weil sie befürchten, sonst nicht mehr dazu zu gehören. Wenn es gelingt, in der Gemeinschaft der Schule und Familie Gegengewichte zu setzen, werden diese auch aufgegriffen.

pädagogische Grundlagen

Die Lehrer-Kind Beziehung

Das Kind möchte gross werden, alles auch einmal so gut können wie die Eltern und hofft bei seinem eifrigen Tun auf die positive Anerkennung der Bezugspersonen. So die Ausgangslage bei Schuleintritt.

Vordringlichste Aufgabe der Lehrerin ist es deshalb, zuerst eine tragfähige, auf Vertrauen basierende Beziehung zum Kind aufzubauen. Der Lehrerberuf ist in erster Linie ein Beziehungsberuf! Dies gilt für jede Schulstufe. Dieser grundlegenden Tatsache soll jede pädagogische Arbeit an der Schuelstube am Uetliberg Rechnung tragen. Die emotionale Situation der Schülerin wird von der ausgebildeten Lehrerin wahrgenommen. Sie erkennt es, wenn sich ein Kind etwas noch nicht zutraut und sucht Möglichkeiten zur Überbrückung. Auf dem Boden dieser positiven Beziehung können Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl gefördert werden. Die besten Konzepte, die ausgefeiltesten Unterrichtsformen und die abenteuerlichsten Projektideen versagen, wenn die Beziehung zwischen Lehrerin und Kind nicht positiv besetzt ist. Unsachliche oder herabsetzende Kritik, Demütigungen und Blossstellungen wirken demoralisierend und führen zu empfindlichen Störungen dieser Beziehung. Dauert dieser Zustand länger an, so sind körperliche Folgen wie Kopfschmerzen, Schlafstörungen, Appetitlosigkeit, Übelkeit zu beobachten und das Kind wird krank. Die Schülerin sollte empfinden können: Der Lehrer glaubt an mich, ich bedeute ihm etwas, er mag mich, er traut mir die Anforderungen der Schule zu. Ich wage es, ihm zu sagen, dass ich die ck-Regel immer noch nicht verstanden habe, er wird mich deswegen nicht massregeln. Diese Disposition des Kindes bildet den wesentlichsten Motivationsfaktor für das Lernen in der Schule. „Viele Lehrkräfte haben sich – nicht zuletzt unter dem Einfluss negativer Erfahrungen – unter Preisgabe von Identität auf eine identitätslose Unangreifbarkeit zurückgezogen, schneiden sich damit vom Zugang zu sich selber ab und berauben die Kinder der Begegnung mit einem Menschen „aus Fleisch und Blut“, der Spontaneität und Emotionen zeigen kann. Lehrer dürfen – und sollen – Emotionen zeigen! Dies kann geschehen, ohne Kinder zu entwerten oder persönlich herabzuwürdigen.“ (Joachim Bauer in Psychologie heute, 2007,

Die Gruppensituation

Der nächste Schritt besteht darin, die Voraussetzungen zu schaffen, dass sich die Kinder auch in der Gruppe aufgehoben fühlen können. Die Schulklasse wird zur Gemeinschaft, in der prosoziales Verhalten eingeübt wird. Respekt vor den Mitschülern empfinden zu lernen und das Einfühlungsvermögen zu schulen schaffen die zweite Voraussetzung zum Gelingen von Lernprozessen in der Schule. Die Lehrerin ist Konfliktmanagerin für die Kinder. Sie ist sensibilisiert auf das Gruppengeschehen und weiss, dass die Kinder immer wieder in Situationen geraten, bei denen sie auf ihre Vermittlung oder auch auf ihre unmissverständliche Intervention angewiesen sind. Heutzutage gibt es Lernprogramme, welche zur Förderung der Sozialkompetenzen eingesetzt werden können. Eine zusätzliche Möglichkeit bildet die Klassenarbeit mit Geschichten und Fabeln, welche moralische und ethische Fragestellungen aufwerfen. Dabei ist in der Umsetzung zu beachten, dass bei der Arbeit mit diesen Geschichten eine starke Identifikation mit den Figuren stattfinden muss, sodass die Kinder emotional echt berührt sind. Nur dann entsteht echte Betroffenheit, die innere Verpflichtung gegenüber der Geschichte, die ein soziales Lernen an dieser Geschichte möglich macht. „Ohne dieses erlebte Mitgefühl können grausame Handlungen in Geschichten sogar zur Vorlage für eigene Handlungen werden.“ (Psychologie heute compact, 2007, Heft 16) „Schüler leiden unter Misshandlungen, Mobbing, oder Machtmissbrauch von Lehrern ähnlich häufig und ähnlich stark wie unter Gewalt von Mitschülern.“ (Volker Krumm, Erziehungswissenschaftler aus Salzburg, 2005 in Psychologie heute compact, 2007) Schüler mit Defiziten in den sozialen Kompetenzen dürfen nicht den Ton angeben. Zur Schau gestellte Dissozialität gilt als coole Leitkultur, die Schule muss sich dazu verhalten.

Lernprozesse beinhalten eine positive Fehlerkultur

Wie geschieht Lernen? Wann haben Lernprozesse Erfolg? In der pädagogischen Diskussion wird oft vertreten, dass die Kinder in der Schule weniger Fakten lernen sollten. Man solle sie stattdessen das Lernen lehren. Dies ermögliche ein lebenslanges Lernen und sei somit sehr wertvoll. Dem halte ich entgegen: Erfolgreich zu lernen erlernt das Kind, indem es erlebt, wie es ist, beim Lernen Erfolg zu haben. Und nicht, indem man mit ihm darüber redet, wie erfolgreich gelernt werden könnte. Hier gilt: learning by doing. Die oben beschriebene positive Beziehung zur Lehrkraft bildet wie gesagt den ersten grundlegenden Motivationsfaktor für das Lernen. Und um etwas Weiteres gleich vorweg zu nehmen: Lernen macht nicht grundsätzlich Spass, hat wenig mit „fun“ zu tun, sondern ist nicht selten mit Unannehmlichkeiten verbunden. Was Spass macht, ist das gute Gefühl danach, es geschafft zu haben, der Stolz, die Leistung erbracht zu haben, aber dieses Gefühl stellt sich erst als „Belohnung“ nach der Arbeit ein. Weiter ist für das Lernen entscheidend, in der Schule eine positive Fehlerkultur zu pflegen. Bekanntlich passieren beim Lernen Fehler, viele Fehler und manchmal immer wieder die gleichen Fehler. Wir kennen den unangenehmen Gedanken: ‚Dieser Fehler hätte mir nicht schon wieder passieren dürfen.‘ Aus Fehlern solle und könne man lernen, so der Volksmund. Aber wie soll dieser Lernprozess aussehen? Welcher Umgang mit Fehlern, welche Reaktion auf die Fehler ist dem Lernen förderlich? Soll man Fehler ignorieren und wenn ja wann? Wer als Reaktion auf Fehler Demütigung, Sarkasmus, Spott und Hohn zu spüren bekommt, wird aus der Fehlersituation Ängste entwickeln und daraus seine persönlichen Konsequenzen ziehen für die nächste Unterrichtssituation. Ängste können dem Lernprozess nur Schaden zufügen. Diese Ängste können auch

ausgelöst werden, wenn im falschen Moment „Leistung verlangt“ wird und die harte Forderung kommt: ‚Das musst Du jetzt aber können ...‘ Das Kind führt den Satz innerlich zu Ende: ‚...sonst bin ich dumm.‘ Fatal für die Kinder ist dabei, dass in der Klassensituation nicht nur das direkt betroffene Kind diese Ängste entwickelt. Auch die Mitschüler, welche die herabsetzende Kritik miterleben müssen, stellen sich die bange Frage: Wann trifft es mich? Noch fataler ist die Auswirkung, die solches Lehrerverhalten später in der nicht betreuten Situation haben wird. Die gröberen der Mitschüler werden in der gleichen Tonart mit dem betroffenen Kind sprechen. Die Lehrerin hat es ja auch so gemacht. Das heutzutage in manchen Schulzimmern zu beobachtende generöse Ignorieren oder gar Schönreden der Fehler ist aber keine Lösung des Problems, sondern schafft neue Schwierigkeiten. „Die Vorstellung, dass Lernen immer Spass machen muss und dass man deshalb den Schülern die negative Erfahrung des Fehlermachens ersparen sollte, indem man die Fehler stillschweigend übergeht oder das Richtige hineininterpretiert, das ist pädagogischer Kitsch“ (Oser, Spychiger, „Lernen ist schmerzhaft“, 2005) Einer positiven Fehlerkultur gelingt es, den Fehler als natürliches Phänomen zu integrieren, als notwendiges Übel zu akzeptieren. Eine positive Fehlerkultur begeht erfolgreich die Gratwanderung zwischen Verniedlichung der Fehler und deren übertriebener Thematisierung. Diese Balance zu finden setzt ein hohes Mass an Einfühlungsvermögen der Lehrperson voraus. Was heute für Peter noch ein Ansporn sein kann (Versuch es nochmals, ich weiss, dass Du es kannst.) kann morgen schon entmutigend auf ihn wirken und ihn resignieren lassen. Der Schüler wird sich selber über den begangenen Fehler ärgern, vielleicht auch etwas schämen. Diese negativen Gefühle sind jedoch Teil des Lernprozesses und bleiben niemandem erspart. Sie müssen den Schüler aber nicht lähmen, da sie ja nicht auf einer moralisch abwertenden Interaktion der Lehrkraft beruhen. Oft wird der Lehrer, ohne den Fehler zu verniedlichen, gerade in diesem Moment ein ermutigendes Signal senden. ‚Ich weiss, Du löst gerade etwas wirklich Kniffliges! Wagst Du noch einen Versuch?‘ Gelingt dies, so können diese Fehlererfahrungen eine positive Veränderung beschleunigen. Die Empathie der Lehrperson ermöglicht es zu erkennen, ob der Schüler eine besondere Ermutigung braucht im Moment des Versagens oder es gar nötig ist, dass man sich gemeinsam hinsetzt, um zu verhindern, dass er aufgibt. Was für die Lehrkraft gilt, gilt genauso für die Mitschüler! Keine herabsetzenden, überheblichen, spöttischen Kommentare dürfen das Lernen aus dem Fehler torpedieren. Die Lehrerin bewahrt den Überblick über das ganze Klassengeschehen und nimmt auch wahr, was in der entfernten Ecke des Schulzimmers vor sich geht. Im Moment des Versagens braucht die Schülerin ihren Schutz, falls ein anderes, selber entmutigtes Kind durch eine herabsetzende Bemerkung vom eigenen Versagen ablenken möchte. „Dabei sind doch all die Fehler, die wir begangen oder nicht verhindert haben und die ihre Spuren auf uns hinterlassen haben, all diese Narben des Lebens, ein Teil unseres persönlichen Reichtums.“ (Fritz Oser, Lernen ist schmerzhaft, 2005)

Alles in diesem Abschnitt über die positive Fehlerkultur Ausgeführte bekommt noch mehr Relevanz, wenn die Lehrkraft sich darin versucht, soziales Fehlverhalten zu thematisieren. Dies darf im Normalfall nicht vor der Klasse geschehen und erfordert ein besonders Mass an Sorgfalt und Einfühlungsvermögen. Die Gefahr, das Kind zu verletzen und damit kontraproduktiv zu wirken, ist in diesem Bereich grösser.

Lernschwierigkeiten, Lernstörungen

Die Vermittlung des Schulstoffes geschieht ohne Druck, was nicht gleichbedeutend ist mit *laissez faire*. Druck braucht es deshalb nicht, weil das Kind von Natur aus

lernen möchte. Uns Menschen hat die Natur eine ausgeprägte Neugier mitgegeben. Diese Neugier bleibt allerdings nur erhalten, wenn sich das Kind „gemeint fühlt.“ Das heisst, es muss positive Zuwendung, aber auch die Erwartung der Leistung erleben. Gerade diese Erwartung wird heute manchmal aus falsch verstandener Nähe zum Kind nicht mehr kommuniziert. Dort wo diese natürliche Lernbereitschaft nicht mehr vorhanden ist, müssen wir fragen, welche Störung zur Demotivation geführt hat. Lernverweigerung, Passivität, Desinteresse, „Faulheit“, „Dummheit“, Begriffsstutzigkeit, aber auch Unterrichtsstörungen sind Symptome tiefer liegender Störungen, solange kein organischer Defekt diagnostiziert werden kann. Unterrichtsstörungen sind meist Ausdruck tiefer Entmutigung. Es liegt eine Abwehr vor gegen alles, was die eigene Unzulänglichkeit sichtbar machen könnte. Schwächen anderer herauszustellen, um damit abzulenken von den eigenen, kann eine Form dieser Abwehr sein. Mobbing hat oft diese Funktion. Wenn eine solche Störung die Atmosphäre im Klassenzimmer anhaltend negativ prägt, so darf das im Interesse der anderen nicht toleriert werden. Allerdings ist damit noch keineswegs das Problem gelöst. Anstatt nur mit Druck und Sanktionen auf diese Symptome zu reagieren, sollen in erster Linie die Probleme analysiert werden. Unsere Aufgabe ist es hier zu fragen, was an den Beziehungsmustern des Kindes die Bewältigung der Aufgabestellungen behindert. Diese Analyse geschieht im glücklichen Fall in Zusammenarbeit mit den Eltern, jedoch auf freiwilliger Basis. Zwang bringt auch in der Elternarbeit nur Nachteile. Gelingt es nicht, die Eltern davon zu überzeugen, dass sie aus dieser gemeinsamen Analyse einen persönlichen Nutzen ziehen, so kann diese Arbeit auch ohne aktives Mittun der Eltern geschehen. Entsprechend der Analyse kann reagiert werden und es können Lösungsansätze, falls nötig unter Beizug von Fachpersonen, gesucht werden.

Leistungsschule: ja, aber

Eine positive Leistung erbracht zu haben macht stolz. Man fühlt sich in der Gruppe besser als vorher, das Selbstwertgefühl wird gestärkt. Der Schüler freut sich, die gute Note zuhause zeigen zu können. Wenn das Kind aber für die kleinste Anstrengung übermässig gelobt wird, entwickelt es kein natürliches Gefühl dafür, was es bedeutet, sich anzustrengen. Es wird auch nicht unbedingt lernen, ausdauernd ein Ziel zu verfolgen.

Auch als Erwachsener fühle ich mich mir selber gegenüber gut, wenn ich allein unterwegs bin und den Weg auf den Gipfel in nur 3 Stunden zurückgelegt habe, statt der 4 angegebenen. Erfolgserlebnisse brauchen wir. Wenn mir der Bergführer zutraut, die schwierige Partie zu bewältigen, versuche ich es, obschon ich nicht überzeugt bin, da hoch zu kommen. Und wenn ich es dann geschafft habe, stärkt mich der Erfolg und ich will mehr. So funktioniert es auch für die erfolgreichen 20 % der Schülerinnen und Schüler. Wenn sie auf Platz 3, 4 oder 5 landen, beschäftigen sie sich damit, auf Platz 1 oder 2 zu kommen. Oder sie finden das Spiel eigentlich langweilig und ihnen ist es egal, Platz 4 zu belegen. Aber sie wissen, dass sie notfalls eine bessere Leistung erbringen könnten, falls das doch noch nötig wäre. Und was ist mit den anderen, die die Plätze 10 – 25 belegen? Die Problematik der Leistungsschule ist nicht die Leistung an sich, sondern dass alle über den gleichen Leist geschlagen werden und somit immer die gleichen die Verlierer sind. Damit wird der gut gemeinte Ansporn zum Gegenteil, zum Demotivationsfaktor ersten Grades. Spielen Sie ein Spiel mit, bei dem Sie zum Voraus wissen, dass sie der Verlierer sein werden? Ich nicht freiwillig. Wenn Leistung gemessen am individuellen Stand gefordert wird, und nicht für alle das gleiche Ziel gesetzt wird, besteht keine Gefahr, mit der Forderung zu demotivieren. Insofern ist die Schuelstube ein überzeugter Vertreter der „Leistungsschule“ oder mit anderen Worten gesagt: Wir werden uns bemühen, unseren Schülerinnen solche Ziele zu

setzen, für deren Erreichung sie sich anstrengen müssen und wir sind uns dabei bewusst, dafür nicht nur eitel Lob zu ernten.

Zusammenarbeit mit den Eltern

Das Ziel einer konstruktiven Elternarbeit soll es sein, ein Team, aus Kind, Eltern und Lehrkraft zu bilden. Zu Beginn der Zusammenarbeit beschreiben wir gemeinsam die Stärken und Schwächen des Kindes. Was möchte das Kind verändern? Was die Eltern? Wo sieht die Lehrkraft Bedarf? Fast immer findet sich dabei bereits genügend Übereinstimmung und wir können damit beginnen, einen der gemeinsam gefundenen Punkte umzusetzen. Vielleicht bedeutet dies, dass belastende Hausaufgabensituationen gelöst werden. Ein Teil der Aufgaben könnte in der Schule erledigt werden, die Mutter könnte davon entlastet werden, immer „schauen zu müssen, dass es erledigt wird“, oder ein Vater entdeckt sein Talent und seinen Spass daran, mit dem Sohn zu rechnen, ohne zu hohe Ziele zu setzen. Manchmal wird es nötig sein, vorerst gegenseitiges Misstrauen abzubauen. Die einen Eltern haben selber eine belastete Schulgeschichte hinter sich und fühlen sich vielleicht zitiert und erwarten Belehrungen, wenn sie zum Gespräch eingeladen werden. Auch die Lehrkräfte treten nicht immer unbelastet in Kontakt zu den Eltern. Lehrkräfte gehörten als Schüler oft zu denjenigen, die mit dem Schulsystem zurechtkamen und sie haben im Normalfall wenig Zugang zu denjenigen, die auf der Verliererseite standen. Viele Lehrkräfte müssen hier ihren Horizont erweitern, wollen sie auch den Eltern von Schulversagern ein Ansprechpartner sein. Andere Eltern meinen, ihren Kindern einen Dienst zu erweisen, wenn sie gegenüber der Schule eine chronisch misstrauische Wächterposition einnehmen. Häufig kommt es dabei zu Einmischungen in Fragen des Unterrichts. Hier dürfen und sollen Lehrkräfte Führungswillen zeigen und solchen Eltern deutlich machen, was sie wie und warum so und nicht anders machen. Die Schule sollte sich mit den Eltern verbünden können, es bestehen ja gemeinsame Ziele. Auf der Suche nach dem gemeinsamen Nenner werden Vereinbarungen getroffen über Erziehungsziele und über schulische Ziele. Die Eltern dürfen auch ohne Skrupel auf ihren Anteil am Gelingen von Schule hingewiesen werden: Beachtung und Zuwendung stellen die wichtigsten Voraussetzungen für kindliche Motivation dar, dies erfordert aber Zeit und emotionale Präsenz. Übermässiger Medienkonsum hat einen erwiesenermassen negativen Effekt auf die Lernleistung und das Sozialverhalten. Der Fernseher im Kinderzimmer ist eine Erziehungsünde, Kinder brauchen ein genügendes Mass an Schlaf und vor dem Unterricht sollte ein Frühstück eingenommen werden, möglichst mit einem Elternteil zusammen.

Supervision

Sie ist für die äusserst anspruchsvolle Beziehungsarbeit, welche den Lehrerberuf primär ausmacht, unerlässlich. Dabei gilt das gleiche, was für den Umgang mit den Schülerinnen und Schülern gilt: Es geht um eine Unterstützung, um die Förderung von Selbstvertrauen und um eine positive Fehlerkultur. Die Supervision wird von einer aussenstehenden, ausgebildeten Fachkraft geleitet. Gemeinsam werden schwierige Unterrichtssituationen reflektiert. Überforderungsgefühle und Versagen in der Beziehungsgestaltung zu den Schülerinnen und Schülern können ohne Angst vor negativen Konsequenzen geäussert werden. Situationen im Klassenzimmer, die eskaliert sind, zu einem Abbruch der Beziehung oder zu einem Machtkampf geführt haben oder in denen der Lehrer empfunden hat, ein Kind nicht zu erreichen, werden offen geschildert und besprochen. Der Lehrer wird sich dabei seiner eigenen Gefühle genauer bewusst. Er erfährt, ob und wie Schwierigkeiten in der Beziehung zu den Kindern zusammenhängen mit seiner Lebensgeschichte. Er lernt, sich in die Situation des Schülers und dessen Perspektive besser einzudenken. Diese

Reflexion ermöglicht einen neuen Zugang zum „schwierigen“ Kind. Es bestehen gute Chancen, dass das „schwierige Kind“ allein dadurch schon viel weniger „schwierig“ sein wird.

Methodisch didaktische Grundlagen

Regeln des Zusammenlebens entwickeln

Ungefähr ein Mal pro Jahr werden die Regeln des Zusammenlebens in der Klasse thematisiert. Diese Diskussion wird von der Lehrkraft geleitet und gelenkt. Es herrscht keine Beliebigkeit über das Ergebnis. Die pädagogisch psychologischen Grundlagen unserer Schule bilden den Leitfadens, den die Lehrkraft dabei verfolgt. Aber jedes Kind nimmt aktiv am Prozess der Auseinandersetzung teil. Die Lehrperson versucht alles, um zu erreichen, dass sich möglichst viele Kinder an der Diskussion beteiligen. Die Klasse wird also nicht vor vollendete Tatsachen gestellt, sondern ist an der Ausarbeitung beteiligt. Für diese Ausarbeitung muss genügend Zeit eingeräumt werden. Dies ist für den Erfolg entscheidend. Die Lehrkraft versucht, die Kinder mit guten Argumenten davon zu überzeugen, dass sie von diesen Regeln einen Vorteil haben. Dabei wird die Lehrerin auf die spontane Zustimmung einzelner Schülerinnen und Schüler stossen. Es bildet sich eine Gruppe von Verfechtern prosozialer Regeln. Mitläufer schliessen sich bald an und allfällige Gegner werden bald spüren, dass sie wenig Gehör finden. Die einmal abgemachten Regeln werden in einer ästhetisch ansprechenden Form schriftlich festgehalten und im Klassenzimmer sichtbar gemacht. Bei Schwierigkeiten unter den Kindern wird auf diese Regeln zurückgegriffen und es zeigt sich, ob sie zur Lösung der Konflikte taugen. Je nachdem können sie ergänzt oder abgeändert werden. Was abgemacht ist, gilt verbindlich, solange es nicht von der Klassenkonferenz verworfen worden ist.

Unterrichtsformen an der Schuelstube:

altersdurchmischt – individualisierend – gemeinschaftsbildend

Der Unterricht wird an der Schuelstube in altersdurchmischten Klassen erteilt. Es gibt eine Klasse für das erste bis dritte Schuljahr und eine für das vierte bis sechste. Die Fächer Deutsch und Mathematik werden individualisierend vermittelt. In den übrigen Fächern wird mit der ganzen Klasse binnendifferenzierend gearbeitet oder es werden Leistungsgruppen gebildet, zum Beispiel im Musikunterricht.

Projektunterricht und Gruppenarbeiten ergänzen den Klassenunterricht und bieten vielfältige Möglichkeiten, die Teamfähigkeit zu üben.

Für den individualisierenden Unterricht ist der Jahreslernstoff in kurze Einheiten aufgeteilt, welche der Schüler zum Teil selbständig bearbeiten kann. Diese Lerneinheiten können zusätzlich durch Weglassen der anspruchsvollsten Aufgabestellungen dem Leistungsvermögen des Kindes angepasst werden. Während in den unteren Klassenstufen die Lehrkraft weitgehend für die tägliche Organisation dieser Einheiten die Verantwortung übernimmt, verwalten die älteren Kinder diese zunehmend selber. Um sicherzustellen, dass man im individualisierenden Unterricht nicht den Überblick verliert, sind die Lerneinheiten mit Angabe des zugehörigen Lernzieles in einer Jahresübersicht aufgeführt. Diese entspricht dem Jahreslernstoff. Lehrkraft, Eltern und ältere Schüler können so jederzeit Einblick bekommen, wo man steht. Die Jahresübersicht steht den älteren Kindern als Planungsinstrument zur Verfügung. Während der Lektion wird jeder Schüler dort unterstützt, wo er nicht weiter kommt. Er lernt mit der Zeit, selber zu entscheiden, bei welchen Teilen der Lerneinheit er auf Unterstützung angewiesen ist und welche er allein bearbeiten kann. Wenn es gelingt, etwas selber zu erreichen, wird das Selbstwertgefühl in besonderem Masse gestärkt. Unnötige

Erklärungen werden durch diese Unterrichtsform auf ein Minimum reduziert. Damit das Konzept Erfolg haben kann, muss genügend Zeit vorhanden sein, dem Schüler dann, wenn er auf ein Problem stößt, die nötige Unterstützung zu bieten. Deshalb arbeiten wir mit kleinen Klassen von maximal 10 Kindern, die im individualisierenden Unterricht von zwei Lehrkräften betreut werden. Die langjährige Erfahrung hat gezeigt, dass der Erfolg damit gewährleistet ist. Jedes Kind kann den Lernstoff in seinem Tempo erarbeiten, üben und festigen. Auch die Hausaufgaben werden individuell erteilt und dem Leistungsvermögen des einzelnen angepasst. Ältere Schüler kennen die Lerneinheiten der unteren Klassenstufen und können ihr Wissen vertiefen, ihre Sozialkompetenz erhöhen und ihr Selbstwertgefühl stärken, indem sie den Jüngeren bei deren Einheiten behilflich sind. Nach diesem Konzept Schule zu erleben fördert nachhaltig die Eigenverantwortung und Selbständigkeit der Kinder.

Lerntheorie, Lerntechnik, Fakten abspeichern

Die Erkenntnisse aus der Hirnforschung liefern die Orientierung bei der Erarbeitung von Lernstrategien und Lerntechniken. So zeigen Ergebnisse der Kognitionsforschung, dass nicht Intelligenz der Schlüssel zum Können ist, sondern Wissen. Faktenwissen ist wichtig und hilfreich, wenn es mit Begriffswissen vernetzt ist. Je mehr Wissen der Schüler hat, umso besser kann er neu eingegangene Informationen mit dem bestehenden Wissen verknüpfen. Automatisiertes, also eingeübtes Wissen, ist die Voraussetzung für Verstehensprozesse. Durch die Automatisierung werden im Gehirn die Kapazitäten frei, welche die Verstehensprozesse ermöglichen. Deshalb kommt dem Üben eine zentrale Bedeutung zu. Üben und festigen schafft Raum für Neues. Wie lernt der Mensch Fakten abzuspeichern? Wir lernen durch abrufen, durch das Wiedergeben von Informationen. Je öfter eine Information wiedergegeben wird, desto tiefer wird die Gedächtnisspur. Je häufiger ein Muster von Neuronen erregt wird, desto geringer wird der Widerstand der Leitungen zwischen diesen Neuronen. Beispielsweise Karteikartensysteme tragen dieser hirnhypophysologischen Tatsache in hervorragender Weise Rechnung. Verteiltes Lernen (an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten) führt zu besseren Lernerfolgen als Lernen ohne Pausen. Fünf Mal zehn Minuten konzentriert üben hat den besseren Effekt als 50 Minuten am Stück. Die Reihenfolge von Lernabschnitten muss verändert werden, um zu verhindern, dass die Informationen nur in einer bestimmten Reihenfolge abgerufen werden können. Beim mündlichen Lernen ist es weiter hilfreich, die Informationen mit unterschiedlichen Emotionen zu verbinden und so die nötige Abwechslung zu schaffen (flüsternd, einschmeichelnd, vehement,...) Die Gliederung des Lernstoffes kann sehr gut mit mind maps bildhaft und mit Farben differenziert dargestellt werden. Allgemein gesagt: Es geht darum, beim Üben unterschiedlichste, der jeweiligen Situation angepasste Abrufstrategien einzusetzen. Der Fantasie sind hier keine Grenzen gesetzt und gerade auch für die unteren Klassenstufen lassen sich viele spielerische Abrufstrategien unter Einbezug verschiedener Sinne austüfteln: ein kreatives Tun für Lehrkräfte und Kinder! Bestimmt wird das Kind die selber ausgewählte oder sogar selber erfundene Abrufstrategie mit Engagement einsetzen. Entscheidendes Kriterium, ob eine Übungsform oder ein Lernspiel das Wissen erweitert, ist die kritische Frage, ob es sich dabei tatsächlich um eine Abrufstrategie handelt. Auch moderne Lehrmittel versagen manchmal bei diesem Test.

zur Notengebung

Noten werden in unserer Gesellschaft als unverzichtbarer Bestandteil von Schule und Berufleben angesehen und unser Schulgesetz schreibt sie vor. Also wollen wir möglichst genau reflektieren, was wir tun, wenn wir sie erteilen. Wird die Fähigkeit

auswendig zu lernen benotet? Wird das Verständnis von Zusammenhängen benotet? Wird die Fähigkeit, Querverbindungen und Analogieschlüsse herzustellen benotet? Werden Fantasie und Kreativität benotet und falls ja wie? Welchen Einfluss hat der Faktor Arbeitszeit bei der Benotung? Wie sollen die genannten Bereiche als Bestandteile einer Gesamtnote gewichtet werden? In der Vergangenheit wurden Noten überwiegend als Disziplinierungsinstrument eingesetzt und nicht als Ansporn. In den Sechzigerjahren war es ganz und gäbe, dass sich die Kinder nach Rückgabe einer Prüfung in einer Reihe aufstellen mussten. Am einen Ende stand derjenige mit der schlechtesten Note, am andern der Klassenbeste. Damals glaubte man daran, diese und ähnliche Massnahmen würden die Lernmotivation fördern. Was lernten diese Kinder wirklich aus dem Procedere? Noten könnten helfen zu vermitteln, dass Lernen und Leistung Spass machen. Das bedingt aber eine radikale Veränderung der Notenvergabepraxis, weg davon, alle über einen Leist zu schlagen und hin zur Note als Unterstützung der positiven Verstärkung. Es könnte dann nicht mehr vorkommen, dass Kinder im Laufe eines Schuljahres kaum gute Noten erhalten. An der Schuelstube sollen Noten auf diese Art den Lernprozess unterstützen. Dies stellt absolut keinen Gegensatz dazu dar, ein Kind beispielsweise auf die Anforderungen einer Aufnahmeprüfung ans Gymnasium heranzuführen oder damit zu konfrontieren, was es in einer Sek A erwarten wird. Die Erfolge unsere ehemaligen Schülerinnen und Schüler an weiterführenden Schulen zeigen uns, dass eine Notenvergabepraxis auf dieser Grundlage keinen Nachteil für später darstellt.

Legasthenie, Bilderdenken, Lese- und Rechtschreibschwäche, Dyskalkulie

Es gibt Menschen, die eher in Wörtern denken, abstrakt, verbal, innerlich sprechend, in einem ungefähr gleich bleibenden Rhythmus. Andere Menschen denken eher in Bildern, nonverbal, was sehr unterschiedlich schnell und nicht linear vor sich geht. Jeder Mensch kennt beide Arten zu denken, aber sie können sehr unterschiedlich gewichtet sein. Menschen mit vorwiegend verbal abstraktem Denken haben meist einen einfacheren Zugang zu gesprochener und geschriebener Sprache. Viele, jedoch nicht alle Bilderdenker können zu gesprochener und geschriebener Sprache einen erschwerten Zugang haben, was sich oft in einer Lese- und Rechtschreibschwäche ausdrückt oder in Dyskalkulie (Rechenschwäche). Für solche Kinder arbeiten wir an der Schuelstube mit der Davis-Methode. („Ron Davis, Legasthenie als Talentsignal“) Diese Therapieform knüpft am Talent des Bilderdenkens der Legastheniker an und nutzt ihre Stärke, um die Schwäche im Erkennen und Verarbeiten von abstrakten Symbolen (Buchstaben, Wörter oder Zahlen) zu überwinden. Die Legasthenie oder Dyskalkulie wird ausserhalb des Unterrichts in Einzelförderstunden bearbeitet.

Quellen:

Die Zitate stammen aus:

„Psychologie heute compact, 2007, Heft 16,
Julius Beltz Verlag, ISBN 3-407-47193-9“

Zürich, im November 2013, Daniel Schwab